

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Cecelia Ahern

Der Glasmurmelsammler

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Murmelspiele: Verbündete

»Fergus Boggs!«

In dem ganzen wütenden Wortschwall, mit dem Father Murphy mich überschüttet, verstehe ich nur diese beiden Wörter, denn das ist mein Name. Der Rest ist Irisch. Ich bin fünf Jahre alt und erst seit einem Monat in Irland, nach dem Tod meines Vaters bin ich mit meiner Mammy und meinen Brüdern hierhergezogen. Alles ist furchtbar schnell passiert. Erst ist Daddy gestorben, und gleich danach sind wir umgezogen. Zwar war ich schon ein paarmal in Irland, in den Sommerferien, wenn wir meine Grandma, meinen Granddad, meinen Onkel, meine Tante und meine Cousins und Cousinen besucht haben, aber jetzt ist es ganz anders hier. Sonst war immer Sommer, aber jetzt hat es seit unserer Ankunft jeden Tag geregnet, und alles ist mir fremd. Sogar die Eisdielen ist geschlossen und verrammelt – als hätte es sie nur in meiner Einbildung gegeben, und der Strand, an dem wir im Sommer fast jeden Tag waren, sieht ganz anders aus. Der Pommes-Wagen ist verschwunden, die Leute sind dunkel und dick eingepackt.

Father Murphy steht vor meinem Tisch, groß und grau und breit. Wenn er schreit, spritzt die Spucke aus seinem Mund, und ich spüre genau, wie sie mein Gesicht trifft, aber ich habe Angst, sie wegzuwischen, denn wer weiß, ob ihn das nicht noch wütender macht. Vorhin hab ich mich kurz umgeschaut, weil

ich wissen wollte, wie die anderen Jungs reagieren, aber da hat Father Murphy mir sofort eine gelangt. Mit dem Handrücken, das tat echt weh. Er trägt nämlich einen Ring, einen richtig großen, und ich glaube, ich hab eine Schramme im Gesicht. Aber ich traue mich nicht, mit der Hand nachzufühlen, denn womöglich scheuert er mir dann gleich wieder eine. Auf einmal muss ich dringend aufs Klo. Klar, ich hab schon öfter Prügel bezogen, aber noch nie von einem Priester.

Er brüllt weiter irische Wörter, und offensichtlich ist er wütend, weil ich ihn nicht verstehe. Immer mal wieder schiebt er englische Wörter zwischen die irischen, beschimpft mich und sagt, ich müsste ihn längst verstehen. Aber ich krieg das einfach nicht hin. Zu Hause kann ich kein Irisch üben. Mammy ist immer noch traurig, und ich will ihr nicht damit auf die Nerven gehen. Am liebsten sitzt sie einfach nur da, und sie kuschelt auch gern. Das gefällt mir, und ich möchte das Kuscheln nicht mit Reden kaputtmachen. Außerdem weiß sie bestimmt auch nicht mehr viele irische Wörter. Sie ist vor langer Zeit von Irland nach Schottland gezogen, da hat sie bei einer Familie als Kinderfrau gearbeitet und Daddy kennengelernt. Meine Eltern haben nie irische Wörter benutzt.

Der Priester will, dass ich ihm die Wörter nachspreche, aber ich kann kaum atmen, und sie kommen nur ganz schwer aus meinem Mund.

»Tá mé, tá tú, tá sé, tá sí ...«

»LAUTER!«

»Tá muid, tá sibh, tá siad.«

Wenn Father Murphy gerade nicht schreit, ist es ganz still im Klassenzimmer, und das erinnert mich daran, wie viele Jungs in meinem Alter hier sitzen und die Ohren spitzen. Während ich die Wörter herauswürge, macht Father Murphy den anderen immer wieder deutlich, wie dumm ich bin. Ich zittere am ganzen Körper. Mir ist schlecht. Ich muss aufs Klo. Schließlich sage

ich es ihm. Von jetzt auf nachher wird sein Gesicht puterrot, er holt den Lederriemen heraus und schlägt mich damit auf die Hand. Später erfahre ich, dass alte Pennys in den Riemen eingenäht sind. Ich kriege »sechs von den Besten« auf jede Hand, sagt Father Murphy. Ich halte den Schmerz nicht aus. Ich muss dringend aufs Klo, ich kann es nicht mehr bremsen. Eigentlich gehe ich fest davon aus, dass die anderen mich auslachen, aber keiner gibt einen Ton von sich, alle haben die Köpfe gesenkt. Vielleicht lachen sie später, vielleicht haben sie aber auch Verständnis. Vielleicht sind sie einfach nur froh, dass sie es nicht sind, die da stehen und sich vor aller Augen in die Hose machen. Ich schäme mich, es ist mir schrecklich peinlich, und Father Murphy schärft es mir auch mehrfach ein. Schließlich packt er mich am Ohr und schleift mich aus dem Klassenzimmer, was auch schrecklich weh tut, den Korridor hinunter zu einer kleinen dunklen Kammer. Er schubst mich hinein, krachend fällt die Tür hinter mir ins Schloss, und dann bin ich allein.

Ich mag die Dunkelheit nicht, ich hab sie noch nie gemocht. Ich fange an zu weinen. Meine Hose ist nass, mein Pipi ist in meine Socken und Schuhe gelaufen, aber ich weiß nicht, was ich tun soll. Normalerweise wechselt Mammy die Wäsche für mich. Was mache ich hier? Der Raum hat keine Fenster, ich kann nichts sehen. Hoffentlich muss ich nicht lange hier drinbleiben. Aber allmählich gewöhnen sich meine Augen an die Dunkelheit, und in dem Licht, das durch den Spalt unter der Tür kommt, kann ich ein bisschen was erkennen. Ich bin in einer Abstellkammer. Ich sehe eine Leiter, einen Eimer und einen Wischmopp ohne Stiel, nur den Mopp. Es riecht muffig. An der Wand hängt ein altes Fahrrad, kopfüber, die Kette fehlt. In einer Ecke stehen zwei Gummistiefel, die nicht zusammenpassen. Eigentlich passt hier drin gar nichts zusammen. Ich weiß nicht, warum Father Murphy mich in dieses Kabuff gesperrt hat, und ich weiß auch nicht, wann ich endlich wieder rausdarf.

Muss ich für immer hierbleiben? Ob Mammy dann kommt und mich sucht?

Eine Ewigkeit vergeht. Ich schliesse die Augen und fange an, mir etwas vorzusingen. Die Lieder, die Mammy immer mit mir singt. Nur ganz leise natürlich, ich will ja nicht, dass Father Murphy mich hört und denkt, ich hab Spaß hier drin. Das würde ihn ganz bestimmt ärgern. Hier macht es die Leute nämlich wütend, wenn man Spaß hat und wenn man lacht. Wir sind hier nicht die Bestimmer, wir sind hier, um zu dienen. Aber mein Daddy hat mir was anderes beigebracht, er hat mir gesagt, ich bin der geborene Anführer, ich kann alles werden, was ich will. Früher bin ich oft mit ihm auf die Jagd gegangen, er hat mir alles gezeigt, und er hat mich vorneweg gehen lassen und gesagt, ich bin der Chef, ich bestimme. Er hat sogar ein Lied darüber gesungen. »Following the leader, the leader, the leader, Fergus is the leader, da da da da da.« Auch das summe ich jetzt vor mich hin, aber ohne Worte. Dem Priester wird es nicht gefallen, wenn ich ein Lied darüber singe, dass ich der Bestimmer bin. Hier dürfen wir nicht sein, wie wir wollen, wir müssen tun, was man uns sagt. Ich singe die Lieder, die mein Daddy immer gesungen hat, damals, als ich manchmal lange aufbleiben und den Erwachsenen beim Liedersingen zuhören durfte. Für einen großen Mann hatte Daddy eine sehr weiche Stimme, und manchmal hat er beim Singen geweint. Im Gegensatz zu Father Murphy hat er nie behauptet, dass nur Babys weinen, er hat gesagt, wenn Menschen traurig sind, dann weinen sie. Ich singe seine Lieder und versuche, nicht dabei zu weinen.

Dann geht plötzlich die Tür auf, und ich weiche unwillkürlich zurück, weil ich Angst habe, es ist Father Murphy mit seinem Lederriemen. Aber nicht er kommt herein, sondern der nette junge Priester, der bei uns Musik unterrichtet. Leise schließt er die Tür hinter sich und kauert sich zu mir.

»Hallo, Fergus.«

Ich will auch Hallo sagen, aber es kommt kein einziges Wort aus meinem Mund.

»Schau mal, ich hab dir was mitgebracht. Eine Schachtel Bloodies.«

Als er die Hand ausstreckt, zucke ich unwillkürlich zurück.

»Mach nicht so ein ängstliches Gesicht, das sind bloß Murmeln. Hast du schon mal mit Murmeln gespielt?«

Als ich den Kopf schüttle, öffnet er die Hand, und ich sehe die Murmeln auf seiner Handfläche liegen wie einen wertvollen Schatz, vier rote Rubine.

»Als Junge hab ich sie geliebt«, erzählt er leise. »Mein Granddad hat sie mir geschenkt. Ein Kistchen Bloodies, hat er gesagt, extra für dich. Leider hab ich die Box nicht mehr. Wäre schön, weil sie inzwischen nämlich einiges wert sein könnte. Also denk immer dran, die Packungen aufzuheben, Fergus, den Rat geb ich dir. Zum Glück hab ich wenigstens die Murmeln behalten.«

Draußen geht jemand an der Tür vorbei, man spürt, wie der Boden unter schweren Stiefeln zittert und knarzt, und auch mein Musiklehrer schaut zur Tür. Als die Schritte verklungen sind, wendet er sich mir wieder zu und sagt leise: »Man wirft sie. Oder man kann sie anschieben.«

Neugierig schaue ich zu, wie er den Zeigefinger mit dem Knöchel auf den Boden drückt, ihn beugt und eine Murmel auf dem Gelenk balanciert. Dann legt er den Daumen dahinter, schubst die Murmel an, und schon rollt sie eilig über den Holzboden. Eine leuchtend rote Murmel, in der das spärliche Licht reflektiert, glänzt und schimmert. Direkt vor meinem Fuß bleibt sie liegen. Aber ich habe Angst, sie aufzuheben. Meine malträtierten Hände tun immer noch weh, es ist schwierig, sie zu schließen. Als mein Musiklehrer es merkt, zuckt er zusammen.

»Versuch es wenigstens«, meint er aufmunternd.

Ich tue es. Anfangs bin ich nicht sehr gut, weil es schmerz-

haft ist, die Hand so zu krümmen, wie er es mir gezeigt hat, aber nach einer Weile kriege ich den Bogen raus, und mein junger Lehrer bringt mir sogar noch andere Schusstechniken bei. Eine Methode, die man Gelenkwurf nennt. Obwohl das seiner Meinung nach eher etwas für Fortgeschrittene ist, bin ich dabei am besten. Als er mich lobt, muss ich mir auf die Lippen beißen, damit ich nicht so grinse.

»Je nach der Gegend, in der man ist, haben Murmeln ganz unterschiedliche Namen«, sagt er, kniet sich wieder hin und zeigt mir noch etwas. »Manche nennen sie Schusser, andere Klicker oder Marmeln, aber meine Brüder und ich haben sie immer Allies genannt.«

Allies. Verbündete. Das gefällt mir. Selbst wenn ich ganz allein in diesem Kabuff eingesperrt bin, habe ich Verbündete. Ich komme mir vor wie ein Soldat. Ein Kriegsgefangener.

Mein Musiklehrer mustert mich ernst. »Du musst dein Ziel ruhig und fest ins Auge fassen, vergiss das nie, Fergus. Das Auge steuert das Gehirn, das Gehirn steuert die Hand. Denk immer daran. Wenn du das Ziel im Auge behältst, dann sorgt dein Gehirn dafür, dass du erreichst, was du dir vorgenommen hast.«

Ich nicke.

Im nächsten Augenblick klingelt es, die Stunde ist um.

»Okay.« Er steht auf und klopft sich den Staub von der Robe. »Ich muss jetzt zum Unterricht. Bleib einfach hier sitzen, es dürfte nicht mehr lange dauern.«

Ich nicke wieder.

Er hat vollkommen recht, es hätte nicht mehr lange dauern dürfen, aber das kümmert Father Murphy wohl wenig, denn er lässt mich den ganzen Tag im Dunkeln sitzen. Ich mache mir sogar noch einmal in die Hose, weil ich Angst habe, an die Tür zu klopfen und Bescheid zu sagen. Aber es ist mir egal. Ich bin ein Soldat. Ein Kriegsgefangener. Und ich habe Verbündete. In

dem winzigen Kabuff, in meiner eigenen kleinen Welt übe ich und übe, denn ich möchte der beste und treffsicherste Murmelspieler der ganzen Schule werden. Ich werde es den anderen Jungs zeigen, und ich werde sie alle übertrumpfen, jedes Mal.

Als Father Murphy mich wieder in dieses Kabuff sperrt, habe ich meine Murmeln in der Tasche, und ich übe auch diesmal den ganzen Tag. Für alle Fälle hab ich in der Pause heimlich eine Art Zielwand in der Kammer deponiert. Ich hab ein paar Jungs mit einer schicken gekauften Version gesehen und mir aus einer leeren Cornflakesschachtel, die ich in Mrs Lynchs Mülltonne gefunden habe, selbst eine gebastelt – ein Stück Pappe, aus dem ich sieben Tore ausgeschnitten habe. Das mittlere ist die Null, die drei rechts und links davon sind eins, zwei und drei. Die Pappe stelle ich an der hinteren Wand der Kammer auf und schieße die Murmeln aus möglichst großer Entfernung, von der Tür aus. Ich weiß noch nicht, wie man das Spiel richtig spielt, denn das geht nur zu mehreren, aber ich kann schon mal meine Schusstechnik trainieren. Irgendwann werde ich besser sein als meine großen Brüder.

Der nette Priester bleibt nicht lange an unserer Schule. Es gibt Gerüchte, dass er Frauen küsst und in die Hölle kommt, aber das ist mir egal. Ich mag ihn trotzdem. Er hat mir meine allerersten Murmeln geschenkt, meine Bloodies, und in dieser dunklen Zeit meines Lebens habe ich von ihm Verbündete bekommen.

Badeordnung: Rennen verboten



Atmen!

Manchmal muss ich mich ans Atmen erinnern. Eigentlich sollte man denken, Atmen sei ein angeborener menschlicher Reflex, aber nein, bei mir nicht. Ich atme ein, vergesse dann aber auszuatmen – mein Körper wird starr, alles verkrampft sich, mein Herz pocht wie wild, mir wird eng um die Brust, und mein ängstlicher Kopf fragt sich, was mal wieder nicht stimmt.

In der Theorie verstehe ich den Vorgang des Atmens. Die Luft, die durch die Nase eingesogen wird, muss hinunter ins Zwerchfell gelangen, in den Bauch. Am besten atmet man entspannt, ruhig, rhythmisch und lautlos. Menschen tun das vom Augenblick der Geburt an, obwohl niemand es ihnen beibringt. Aber bei mir wäre das womöglich besser gewesen. Egal, ob beim Autofahren, Einkaufen oder Arbeiten – ständig erwische ich mich dabei, wie ich die Luft anhalte, nervös werde und angespannt auf irgendetwas warte, ohne recht zu wissen, was das sein könnte. Und was immer es ist, es passiert nie. Was für eine Ironie des Schicksals, dass ich bei dieser einfachen Aufgabe versage, obwohl ich es für meinen Job eigentlich besonders gut können müsste. Ich bin Rettungsschwimmerin. Schwimmen fällt mir leicht, es fühlt sich natürlich für mich an, ich gerate nicht unter Druck, ich fühle mich frei. Beim Schwimmen ist Timing das A und O. An Land atmet man ungefähr gleich lange

ein wie aus. Unter Wasser erreiche ich ein Verhältnis von drei zu eins, das heißt, ich hole nur bei jedem dritten Schwimmzug Luft. Ganz locker. Ich muss nicht mal drüber nachdenken.

Als ich das erste Mal schwanger war, hat man mir gesagt, für die Wehen müsse ich lernen, wie man *über* Wasser atmet, und wie sich herausstellte, stimmte das auch. Eine Geburt ist so natürlich wie das Atmen, und beides geht Hand in Hand. Für mich jedoch war Atmen noch nie natürlich, über Wasser will ich immer gleich die Luft anhalten. Aber ein Baby kommt nicht auf die Welt, solange man die Luft anhält, das könnt ihr mir glauben, ich spreche aus Erfahrung. Da mein Mann meine Vorliebe für das Wasser kennt, hat er mir vorgeschlagen, eine Unterwassergeburt zu machen, und es schien mir eine gute Idee zu sein, das Baby zu Hause und in meinem natürlichen Element zur Welt zu bringen. Nur fühlt es sich leider überhaupt nicht natürlich an, wenn man in seinem eigenen Wohnzimmer in einem übergroßen Planschbecken sitzt. Außerdem war nur das Baby unter Wasser, nicht ich, obwohl ich liebend gern die Plätze getauscht hätte. So endete meine erste Geburt damit, dass wir ins Krankenhaus rasten, wo ein Notkaiserschnitt gemacht wurde, und tatsächlich kamen auch die nächsten beiden Kinder auf die gleiche Art zur Welt, wenn auch nicht als Notfälle. Anscheinend war ich, dieses Wasserwesen, das sich seit dem Alter von fünf Jahren vorzugsweise unter Wasser aufhielt, auch diesem natürlichen Erlebnis nicht gewachsen.

Ich arbeite als Bademeisterin in einem Altenheim. Es ist ein sehr exklusives Altenheim und ähnelt eher einem Viersternehotel. Seit sieben Jahren arbeite ich dort, minus meiner Elternzeiten. Von neun Uhr morgens bis zwei Uhr nachmittags sitze ich auf meinem Stuhl und schaue zu, wie drei Leute pro Stunde ins Wasser steigen und dort ihre Bahnen schwimmen. Ein unablässiger Strom von Monotonie und Stille. Es passiert nie etwas. Aus den Umkleidekabinen erscheinen Körper als wan-

delnde Symbole der Vergänglichkeit: schlaffe Brüste, schlaffe Hintern, schlaffe Schenkel, schlaffe Haut, trocken und schuppig von Diabetes oder von Nieren- und Lebererkrankungen. Diejenigen, die bettlägerig sind oder im Rollstuhl sitzen müssen, tragen ihre schmerzhaft aussehenden Druckgeschwüre und wundgelegenen Stellen unterschiedlich gelassen zur Schau, andere führen ihre braunen Altersflecken wie Dienstabzeichen ihres langen Lebens vor. Täglich gibt es neue Hautgeschwulste, die alten verändern sich, ich bemerke sie alle und bin mir bewusst, welche Zukunft meinen Körper nach drei Geburten erwartet. Die Heiminsassen, die mit einem persönlichen Physiotherapeuten im Wasser trainieren, beaufsichtige ich lediglich. Vermutlich für den Fall, dass der Physiotherapeut ertrinkt.

In den ganzen sieben Jahren, die ich inzwischen hier arbeite, musste ich kaum jemals ins Wasser springen. In unserem Pool geht es ruhig und gemächlich zu, ganz anders als im örtlichen Hallenbad, in das ich meine Jungs samstags begleite und in dem man vom Geschrei der schamlos überbesetzten Kursgruppen regelmäßig Kopfschmerzen bekommt.

Auch heute unterdrücke ich ein Gähnen, während ich der ersten Schwimmerin des Morgens zuschaue. Mary Kelly, unser Baggerschiff, geht ihrer Lieblingsbeschäftigung nach – dem Brustschwimmen. Langsam und geräuschvoll, eins fünfzig groß und an die dreihundert Pfund schwer, steigt sie ins Becken und verdrängt dabei eine Wassermenge, als wollte sie das gesamte Becken leeren, und bemüht sich dann, elegant dahinzugleiten. Dabei achtet sie sorgsam darauf, das Gesicht nicht einzutauchen, und prustet, als wäre das Wasser eisig kalt.

Da immer dieselben Leute zur gleichen Zeit auftauchen, weiß ich, dass demnächst Mr Daly eintreffen wird, gefolgt von Mr Kennedy, dem Schmetterlingskönig, der gern den Schwimmexperten mimt. Danach erscheinen die Schwestern Eliza und Audrey Jones, die zwanzig Minuten im flachen Wasser auf und

ab joggen. Ihr Nachfolger, der Nichtschwimmer Tony Dornan, wird sich wie immer an seine Schwimmhilfe klammern, als wäre es das letzte Rettungsboot, und im Nichtschwimmerbereich bleiben, möglichst nah bei den Stufen, möglichst dicht am Rand. Ich spiele an einer Schwimmbrille herum, knote das Band auf, erinnere mich daran zu atmen und verdränge das harte, enge Gefühl in meiner Brust, das nur verschwindet, wenn ich regelmäßig ausatme.

Pünktlich um Viertel nach neun kommt Mr Daly aus dem Umkleideraum. Er trägt seinen üblichen knappen Badeslip in einem gnadenlosen Himmelblau, das in nassem Zustand auch das kleinste Detail durchschimmern lässt. Die Haut um seine Augen, um Wangen und Kinn ist so schlaff und dünn, dass ich fast jede Vene in seinem Körper erkennen kann. Bestimmt bekommt er beim kleinsten Stoß blaue Flecke. Seine gelben Zehennägel sind grotesk eingerollt und sehen aus, als verursachten sie ihm Schmerzen. Er wirft mir einen kläglichen Blick zu und zieht sich die Schwimmbrille über die Augen. Dann schlurft er an mir vorbei wie jeden Tag, ohne mich anzuschauen, ohne Guten Morgen, greift nach dem Metallgeländer und hält sich daran fest, als könne er jeden Moment auf den Fliesen ausrutschen, die Mary Kelly unermüdlich unter Wasser setzt. Ich stelle mir vor, wie der alte Mann auf die Fliesen stürzt, wie die Knochen seine papierdünne Haut durchstoßen, die knistert wie bei einem Brathuhn.

Ich behalte ihn im Auge und sehe gleichzeitig nach Mary, die bei jedem Zug ein lautes Grunzen ausstößt, als eifere sie Marija Scharapowa nach. Mr Daly erreicht die Stufen, hält sich fest und lässt sich langsam ins Wasser sinken. Bei der ersten Berührung mit der Kälte blähen sich seine Nasenflügel, und als er drin ist, kontrolliert er sofort, ob ich auch wirklich auf ihn aufpasse. An Tagen, an denen ich seinen Blick erwidere, lässt er sich lange wie ein toter Goldfisch auf dem Rücken treiben. An

Tagen wie heute, an denen ich nicht hinschaue, taucht er unter, hält sich mit beiden Händen am Beckenrand fest, um nicht gleich wieder zur Oberfläche zu treiben, und verharrt dort. Ich sehe ihn ganz deutlich, wie er im Nichtschwimmerbereich praktisch auf den Knien liegt und zu ertrinken versucht. Ein ganz alltäglicher Vorgang.

»Sabrina«, ruft Eric, mein Vorgesetzter, warnend aus dem Büro hinter mir.

»Keine Sorge, ich hab ihn im Blick.«

Langsam mache ich mich auf den Weg zu Mr Daly, greife ins Wasser, fasse ihn unter die Achseln und ziehe ihn hoch. Er wiegt so wenig, dass er sofort an die Oberfläche kommt und nach Luft schnappt, die Augen wild hinter der Schwimmbrille, eine große grüne Rotzblase im rechten Nasenloch. Grunzend und grummelnd zieht er die Brille vom Kopf und gießt das Wasser aus. Vor Wut, dass ich seinen Plan wieder einmal durchkreuzt habe, zittert er am ganzen Leib. Sein Gesicht ist puterrot, seine Brust hebt und senkt sich krampfhaft, während er wieder zu Atem zu kommen versucht. Er erinnert mich an meinen Dreijährigen, der sich immer an derselben Stelle versteckt und sich schrecklich ärgert, wenn ich ihn finde. Ich sage nichts, sondern gehe zurück zu meinem Stuhl und spritze mit meinen Flipflops das kalte Wasser von hinten auf meine Waden. Solche Dinge passieren ständig. Aber mehr nicht.

»Du hast dir ganz schön Zeit gelassen«, sagt Eric.

Wirklich? Vielleicht habe ich eine Sekunde länger gewartet als sonst.

»Ich wollte ihm den Spaß nicht verderben.«

Obwohl er es eigentlich nicht will, muss Eric grinsen, doch er schüttelt den Kopf, um deutlich zu machen, dass er mein Verhalten trotzdem nicht gut findet. Wir haben beide hier angefangen, als das Altenheim gegründet wurde. Davor hatte Eric eine Art Baywatch-Job als Rettungsschwimmer in Miami. Erst

als seine Mutter auf dem Totenbett lag, kam er zurück nach Irland. Doch die Mutter lebte weiter, und Eric blieb in Irland. Inzwischen macht er Witze darüber, dass sie ihn wahrscheinlich überleben wird, aber obwohl er darüber lacht, spüre ich seine Nervosität. Ich glaube, er wartet darauf, dass seine Mutter stirbt, damit er anfangen kann zu leben, und jetzt, wo er demnächst fünfzig wird, hat er Angst, dass es nie so weit kommt. Um mit dieser selbstauferlegten Pause in seinem Leben einigermaßen klarzukommen, tut er so, als wäre er immer noch in Miami, und obwohl das eine Illusion ist, beneide ich ihn gelegentlich um seine Fähigkeit, die Realität komplett zu ignorieren und tatsächlich zu glauben, er wäre an einem exotischeren Ort. Manchmal habe ich das Gefühl, dass er mit dem Klang von Rumberasseln im Kopf herumläuft. Er ist einer der glücklichsten Menschen, die ich kenne. Sein Haar hat einen seltsamen Gelbstich, seine Haut ebenfalls. Übers Jahr hin hat er keine Verabredungen, aber jeden Januar fliegt er für einen Monat nach Thailand. Von dort kehrt er fröhlich pfeifend und mit einem strahlenden Lächeln auf dem Gesicht zurück. Ich möchte lieber nicht so genau wissen, was er dort tut, aber ich weiß, er hofft, dass nach dem Tod seiner Mutter alle Monate des Jahres so sein werden wie jetzt nur dieser eine in Thailand. Ich mag Eric, er ist ein Freund. Da ich fünf Tage die Woche hier mit ihm zusammen arbeite, habe ich ihm vermutlich mehr über mich erzählt als mir selbst.

»Ist dir schon mal aufgefallen, dass ausgerechnet der Mensch, den ich *jeden* Tag rette, gar nicht mehr leben will? Fühlt sich das für dich nicht auch total überflüssig an?«

»Es gibt eine ganze Menge Dinge, die sich für mich überflüssig anfühlen, aber das nicht.« Er bückt sich, um einen Klumpen nasser grauer Haare aufzuheben, die den Ablauf verstopfen. Der Haarklumpen sieht aus wie eine ertrunkene Ratte, er hält ihn fest und schüttelt das Wasser heraus, anscheinend ohne

dabei den geringsten Ekel zu empfinden. »Fühlst du dich etwa so?«

Ja, so fühle ich mich. Auch wenn das nicht in Ordnung ist. Es dürfte eigentlich keine Rolle spielen, ob der Mann, dem ich das Leben rette, gerettet werden will oder nicht. Es sollte doch in erster Linie darum gehen, dass ich ihn rette, oder? Aber das sage ich nicht. Eric ist mein Chef, nicht mein Therapeut, und ich sollte als diensthabende Rettungsschwimmerin das Leuten Retten nicht anzweifeln. Vielleicht bewohnt Eric in seiner Phantasie eine andere Welt, aber er ist trotzdem nicht blöd.

»Mach doch Kaffeepause«, meint er und reicht mir meinen Kaffeebecher. In der anderen Hand hat er immer noch die ertrunkene Schamhaarratte.

Ich mag meinen Job, aber in letzter Zeit bin ich irgendwie kribbelig. Keine Ahnung, warum, ich weiß nicht, was ich von der Zukunft erwarte oder worauf ich hoffe. Ich habe keine besonderen Träume oder Ziele in meinem Leben. Ich wollte heiraten, das habe ich getan. Ich wollte Kinder und hab welche bekommen. Ich wollte Rettungsschwimmerin werden und bin jetzt eine. Aber ist das nicht genau die Bedeutung von kribbelig? Dass es einen kribbelt, obwohl da in Wirklichkeit gar nichts ist?

»Eric, was bedeutet für dich kribbelig?«

»Hm. Ruhelos, würde ich sagen, irgendwie unbehaglich.«

»Und kribbelt es einen wirklich?«

Er runzelt nachdenklich die Stirn.

»Ich dachte, man hat so ein unruhiges Gefühl, als würde es einen kribbeln, so ungefähr«, erkläre ich und schüttele mich ein bisschen. »Aber das Kribbeln ist vielleicht gar nicht real.«

Eric tippt sich mit dem Finger an die Unterlippe. »Ich weiß nicht recht. Ist das wichtig?«

Ich überlege. Entweder bin ich kribbelig, weil mit meinem Leben tatsächlich etwas nicht stimmt, oder ich bilde es mir nur

ein, und in Wirklichkeit ist alles in Ordnung. Letzteres wäre die bevorzugte Lösung.

»Was ist los mit dir, Sabrina?«, fragt Aidan mich in letzter Zeit oft. Das ist so ähnlich, wie wenn man dauernd gefragt wird, ob man wütend ist – irgendwann wird man garantiert sauer.

»Nichts«, antworte ich dann. Aber stimmt das denn? Oder liegt das Problem vielleicht genau darin, dass nichts ist – dass alles einfach nur nichts ist? Kann das sein? Alles ist nichts? Ich meide Erics Blick und konzentriere mich stattdessen auf die Badeordnung, die mich aber ebenfalls irritiert, so dass ich schnell wegschaue. Seht ihr, da ist es wieder, dieses kribbelige Gefühl.

»Ich lass es mir mal durch den Kopf gehen«, verspricht Eric und mustert mich.

Um seinem Blick zu entgehen, hole ich mir einen Kaffee aus der Maschine im Korridor und gieße ihn in meinen Becher. Dann lehne ich mich an die Korridorwand und denke über unser Gespräch und über mein Leben nach. Da ich, als ich ausgetrunken habe, noch immer zu keiner Erkenntnis gelangt bin, gehe ich zurück zum Pool. Unterwegs werde ich fast von einer Krankentrage überfahren, die zwei Sanitäter im Laufschrift den Korridor entlangschieben. Darauf liegt Mary Kelly, patschnass, die weißen, blaugeäderten Beine wie Blauschimmelkäse, das Gesicht von einer Sauerstoffmaske verdeckt.

»Das kann doch wohl nicht sein«, höre ich mich sagen.

Als ich in mein kleines Rettungsschwimmer-Büro zurückkehre, sitzt da Eric, total unter Schock, sein Jogginganzug trieft, seine gelbstichigen Haare sind nass und angeklatscht.

»Was war das denn?«

»Ich glaube, sie hatte einen ... ich meine, ich weiß es nicht, aber womöglich hatte sie einen Herzinfarkt. Himmel.« Auch von seiner spitzen Nase tropft das Wasser.

»Aber ich war doch höchstens fünf Minuten weg.«

»Ich weiß – du warst kaum draußen, da ist es passiert. Ich hab sofort die Notleine gezogen, sie aus dem Wasser gezogen und beatmet. Zum Glück waren die Sanitäter im Handumdrehen hier, und ich hab sie durch den Notausgang reingelassen.«

Ich schlucke, Neid steigt in mir auf. »Du hast Mund-zu-Mund-Beatmung gemacht?«

»Ja. Sie hat nicht geatmet. Aber dann hat sie wieder angefangen und literweise Wasser ausgehustet.«

Ich schaue zur Uhr. »Es waren nicht mal fünf Minuten.«

Immer noch ganz benommen zuckt er die Achseln.

Ich schaue zum Becken. Sogar Mr Daly sitzt ganz betroffen auf dem Rand und schaut dem Gespenst auf der Trage neidisch nach. Und ich war genau viereinhalb Minuten nicht an meinem Platz.

»Du musstest reinspringen? Und sie rausziehen? Mund-zu-Mund-Beatmung machen?«

»Ja. Ja. Hör mal, Sabrina, mach dir jetzt bloß keine Vorwürfe, du wärest auch nicht schneller bei ihr gewesen als ich.«

»Du musstest die Notleine ziehen?«

Er schaut mich verwirrt an.

Ich musste noch nie die Notleine ziehen. Nie. Nicht mal bei den Tests. Das hat immer Eric gemacht. Ich spüre, wie Neid und Wut dicht unter der Oberfläche blubbern, ein sehr ungewöhnliches Gefühl für mich. Klar, zu Hause passiert es schon manchmal – schließlich rastet jede Mutter mit drei Jungs gelegentlich aus, aber mir passiert es nie in der Öffentlichkeit. Da unterdrücke ich meinen Ärger, vor allem bei der Arbeit, vor allem, wenn es um meinen Vorgesetzten geht. Ich bin eine ruhige, vernünftige Person, Leute wie ich verlieren in der Öffentlichkeit nicht die Beherrschung. Aber jetzt unterdrücke ich meine Wut nicht, sondern lasse sie bis ganz nach oben steigen. Wenn ich nicht so ernsthaft frustriert, so total irritiert wäre, würde es sich bestimmt gut anfühlen, sie jetzt einfach rauszulassen.

Um die Sache mal in die richtige Perspektive zu rücken: Ich arbeite seit sieben Jahren hier. Minus einmal neun, einmal sechs und einmal drei Monate Elternzeit. Das sind eintausendfünfhundertachtzehn Tage. Siebentausendfünfhundertneunzig Stunden. In der ganzen Zeit habe ich auf meinem Stuhl gesessen und den oft vollkommen leeren Pool beobachtet. Keine Mund-zu-Mund-Beatmung, keine dramatischen Rettungsaktionen. Kein einziges Mal. Abgesehen von Mr Daly natürlich. Und den gelegentlichen Bein- oder Fußkrämpfen. Aber sonst nichts. Ich sitze auf meinem Stuhl, manchmal stehe ich auch auf, ich beobachte die riesige tickende Uhr und die Liste mit den Baderegeln. Nicht rennen, nicht springen, nicht schubsen, nicht schreien, nicht sonst was ... alles Dinge, die man hier nicht darf, alles negativ, fast so, als wolle die Liste sich über mich lustig machen. Leben retten verboten. Ständig bin ich in Alarmbereitschaft, wie ich es gelernt habe, aber es passiert nie etwas. Und genau in der Sekunde, in der ich eine außerplanmäßige Kaffeepause mache, verpasse ich einen potentiellen Herzinfarkt, ein ganz reales Fast-Ertrinken und das Ziehen der Notleine.

»Das ist nicht fair«, sage ich.

»Jetzt komm aber, Sabrina, du warst wie der Blitz zur Stelle, als Eliza auf die Glasscherbe getreten ist.«

»Das war keine Glasscherbe. Bei Eliza ist eine Krampfader gerissen.«

»Na gut. Aber du warst trotzdem sofort bei ihr.«

Über Wasser muss ich kämpfen, über Wasser kriege ich keine Luft. Über Wasser habe ich das Gefühl zu ertrinken.

Frustriert schleudere ich meinen Kaffeebecher an die Wand.